WOLFGANG MÜLLER-FUNK, PETER PLENER, CLEMENS RUTHNER (HG.): KAKANIEN REVISITED. DAS EIGENE UND DAS FREMDE (IN) DER ÖSTERREICHISCH-UNGARISCHEN MONARCHIE

von Stefan Simonek (Wien)

Erstveröffentlichung

Rezension zu: Müller-Funk, Wolfgang/ Plener, Peter/ Ruthner, Clemens (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen, Basel: Francke 2002 (Kultur – Herrschaft – Differenz 1).

Im Vorwort des vorliegenden Sammelbandes, der seine Entstehung einer Tagung und einem FWF-Forschungsprojekt verdankt, wird auf die zahlreichen Mythen und Stereotypen verwiesen, von denen der Blick auf die österreichisch-ungarische Monarchie immer noch geprägt ist. Diese sollen aus verschiedenen Perspektiven und mit unterschiedlichen methodischen Zugängen (die sich aber alle als kulturwissenschaftlich i.w.S. verstehen lassen) im Zeichen der Kodierung des Eigenen und des Fremden und der Verschränkungen von Kultur, Herrschaft und Differenz untersucht werden, wobei sich der Band auch als Einführung in allgemein kulturwissenschaftliche Fragestellungen versteht. Die insgesamt 24 Aufsätze und zwei Textproben ungarischer Autoren der Gegenwart sind in insgesamt fünf größere Blöcke gegliedert, deren thematische Zusammenstellung nicht immer ganz einsichtig ist (so wäre der Beitrag von Clemens Ruthner auf Grund seiner programmatischen Ausrichtung wohl im ersten Abschnitt besser aufgehoben).

Den Anfang des Bandes bilden drei Beiträge, die in übergeordnete methodische Fragen der vorgestellten Thematik einführen. Klaus R. Scherpe plädiert eingangs für eine Öffnung der Literaturwissenschaft in Richtung Kulturwissenschaft als Folge eines grundlegenden Wandels von Werk- und Textbegriff, einer verstärkten Berücksichtigung der jeweiligen Kontexte und der wachsenden Bedeutung neuer Medien, wie z.B. dem Internet. Dazu tritt der Verweis auf die Ermittlung neuer interkultureller bzw. transdisziplinärer Untersuchungsfelder und Erkenntnisgegenstände. Obwohl Scherpe gleich zu Beginn seines Beitrags Literaturwissenschaft implizit als Kulturwissenschaft definiert und später dann für eine Überprüfung des methodischen Zugangs zum Untersuchungsgegenstand anstatt einer bloßen Addition neuer Methoden plädiert, wird die Relation der beiden wissenschaftlichen Arbeitsgebiete zueinander aus Scherpes eher rhetorisch gehaltener Argumentation nicht recht klar, da der Terminus ›Kulturwissenschaft‹ und sein Begriffsumfang (umfassende Metatheorie oder aber ein Set an bestimmten Methoden) nirgendwo definiert wird. Das Interagieren der beiden Arbeitsgebiete sowie ihre (hierarchische) Positionierung zueinander ist jedenfalls in der von Scherpe in Anm. 5 erwähnten Einführung *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will* (Reinbek 2000) präziser und detaillierter erfasst.

Wolfgang Müller-Funk wirft in seinem Beitrag zum Verhältnis von Herrschaft und Kultur zunächst eine Reihe von Fragestellungen auf, die für eine weitergehende Beschäftigung mit der Generierung von Fremd- und Selbstbildern innerhalb der Monarchie sowie deren Relation zur politischen wie auch symbolischen Artikulation der einzelnen Ethnien im Staatsverband von zentraler Bedeutung sind. Die mögliche Existenz eines heimlichen »Rankings« zwischen den einzelnen Ethnien, von kulturellen »Rangordnungen«, der in jeweils unterschiedlichen Sprachen erhobene Anspruch auf kulturelle Selbstrepräsentation oder die Frage, ob und inwieweit sich die Monarchie als quasi-kolonialistischer Herrschaftskomplex begreifen lässt, bieten sicherlich wichtige Ansätze zu weiterer Forschungstätigkeit; äußerst skeptisch hingegen mag man Müller-Funks Funktionalisierung der Differenz von deutsch und nicht-deutsch als Parameter mannigfacher Ungleichheit im mitteleuropäischen Raum (20) gegenüberstehen, die in ihrer Hypostasierung des Deutschen als Herrschaftsinstrument übersieht, dass diese Funktion in den verschiedenen Regionen Mitteleuropas in strukturell durchaus analoger Weise auch dem Ungarischen (Slowakei/Kroatien), dem Polnischen (Galizien) oder dem Italienischen (Triest) zukommen kann. Formulierungen wie jene von der »Verletzung der Würde der slawischen Völker« (23) durch den österreichischen Staat sind durch ihren melodramatischen Tonfall und die paternalistische Fortschreibung des kolonialistischen Diskurses, der die Slaven gleichsam von oben herab gönnerhaft immer nur als passives Opfer zu sehen vermag, nur schwer erträglich und in ihrer Begründung darüber hinaus teilweise schlicht grotesk. Vielleicht darf daran erinnert werden, dass gerade die angeblich die Würde der Slaven verletzenden Universitäten etwa in Lemberg und Czernowitz für die schmale Schicht der ukrainischen Intelligenz als Kristallisationspunkt kultureller Selbstartikulation von kaum zu überschätzender Bedeutung und der zentrale Widerpart in dieser Auseinandersetzung die polnische Elite des Landes gewesen sind. Der Würde der slavischen Völker wäre wohl mehr gedient gewesen, wenn sich der Verfasser mit den Grundregeln der tschechischen Orthografie vertraut gemacht und die Namen »Růžena« bzw. »Božena« auch mit den entsprechenden diakritischen Zeichen ver-

sehen hätte (26). Die Belegstellen aus der Literatur, anhand derer Müller-Funk dann kulturelle Asymmetrie im Kontext der Monarchie belegen möchte, zeigen diese (nicht nur kulturelle, sondern auch sexuelle) Asymmetrie tatsächlich in augenfälliger Weise. Allerdings sind die zitierten Texte – Heimito von Doderers *Strudlhofstiege*, Hermann Brochs *Schlafwandler* und Ludwig Winders *Kammerdiener* – alle mindestens ein Jahrzehnt nach dem Untergang der Monarchie erschienen und modellieren diese von daher aus einer retrospektiven Position der Erinnerung heraus; warum sich der Verfasser hier nicht für Textproben der österreichischen Literatur vor 1918 entschieden hat, die auch rein chronologisch im Kontext der Monarchie stand, wird nicht ganz einsichtig.

Moritz Csáky stellt im Anschluss daran die Frage nach der Genese kollektiver Identitäten in Zentraleuropa; er konstatiert gerade für diese Region eine Multipolarität von Identitäten und mehrere Referenzmöglichkeiten, zwischen denen gewählt werden kann. Als einen Faktor für die bewusste Delegitimierung und Infragestellung identitätsstiftender Momente sieht Csáky die ethnisch-kulturelle Differenziertheit in den Städten, die einerseits als destabilisierend erfahren wurde, andererseits aber (gewissermaßen als »dichtes System«) beschleunigten kulturellen Austausch bzw. eine Wahl zwischen differierenden kulturellen Kodes ermöglichte. Diese Multipolarität führte zu einer gemeinsamen Sprache von Fremdelementen, die Csáky etwa anhand der musikalischen Produktion in Wien oder am Beispiel zweisprachiger Autoren wie Tadeusz/Thaddäus Rittner veranschaulicht. Csákys Überlegungen scheinen nicht zuletzt für die Untersuchung eines multilingualen »Stadttextes«, innerhalb dessen die einzelnen Elemente der jeweils partizipierenden Literaturen (unter teilweiser Abblendung ihrer nationalen Implikationen) neu konfiguriert und zu einem spezifisch urbanen Text modelliert werden, von zentraler Bedeutung und könnten in dieser Hinsicht etwa anhand der Beispiele Prag, Triest, Lemberg, Budapest oder eben Wien in zukünftigen, interdisziplinär konzipierten Arbeiten nutzbar gemacht werden. Zu diesem instruktiven Beitrag noch ein kleiner Hinweis: Dževad Karahasans Buch heißt in deutscher Übersetzung richtig *Tagebuch der Aussiedlung* und nicht »Tagebuch der Austreibung« (47).

Die darauffolgenden zwei Beiträge haben gegenüber den wohl auch als theoretische Einführung in die Problematik des Bandes zu lesenden ersten drei Aufsätzen stärker empirischen Charakter. Waltraud Heindl untersucht die Funktion der Bildung als nach innen hin konstituierendem und nach außen hin abgrenzendem Faktor bei der gesellschaftlichen Formierung des österreichischen Bürgertums am Ende des 18. und im 19. Jahrhundert. Anhand von biografischen Quellen aus der Privatsphäre zeigt sie, wie sich das Bürgertum vorerst gerade durch seine Offenheit dem Fremden gegenüber herausbildete, um sich späterhin zunehmend nach außen abzuschotten. Hannelore Burger belegt anhand des österreichischen Passwesens, wie das Fremde im administrativen Diskurs definiert und klassifiziert wurde. Einen pointierten, die vorangegangenen Überlegungen in den Bereich des Literarischen transferierenden Abschluss dieses ersten Blocks bilden Endre Kukorellys *69 Sätze*, die anhand der eigenen Familiengeschichte mitteleuropäische Identitäten als instabile und relative Positionen im interethnischen Raum markieren.

Der zweite Abschnitt des Bandes wird mit Peter Pleners aufschlussreichem Beitrag zur Herausbildung des kulturellen Gedächtnisses innerhalb der Monarchie eingeleitet. Plener unterscheidet hier zwischen offiziellen und nicht offiziellen Speicherräumen und sieht das kollektive Erinnern als Voraussetzung für die Genese von nationalen Mythologien. Als Beispiele werden hier neben der Wiener Weltausstellung 1873 und der Landesausstellung in Budapest 1896 die Ashanti-Schau im Wiener Prater und das *Kronprinzenwerk* herangezogen; letzteres erweist sich neben Peter Altenbergs Skizzensammlung *Ashantee* (1897) generell als zentraler, immer wieder abgerufener Belegtext. Plener weist im Rahmen seines Aufsatzes nach, dass Mitteleuropa nie ein einheitlicher Gedächtnisraum gewesen ist.

In äußerst anregender Weise präsentiert Clemens Ruthner anschließend mögliche postkolonialistisch ausgerichtete Forschungsansätze in Bezug auf die Literaturen innerhalb der Donaumonarchie. Ruthner verweist auf die Konzepte von Edward Said und Homi K. Bhabha, um zu untersuchen, wie Beherrschte entlang und entgegen den ihnen vorgesetzten Stereotypen ihre eigene Identität bzw. die nationalistische Utopie eines künftigen Hegemonieanspruchs zu formen versuchen; die postkolonialistisch geprägten Ansätze würden sich für diese Untersuchungen insofern eignen, als sie in der Lage sind, Auswirkungen von (Fremd-)Herrschaft auf die Bilderwelten von Kulturen bzw. auf deren Alltagsmythen sowie Auto- und Heterostereotypen globaler als bisher zu erfassen. Als produktiv gerade aus slavistischer Sicht erscheinen

hier besonders Ruthners wiederholte Hinweise darauf, dass die Perspektive hegemonialer durch Gegenproben aus der Sicht kolonialisierter Kulturen ergänzt werden sollte. Gerade die tschechische Literatur und Publizistik um 1900 würde hier in der simultanen Zurückweisung des Österreichischen und des (im »Moloch« Wien verkörperten) Urbanen und der Selbstmythisierung im Zeichen des Ländlichen und Authentischen wohl interessante Resultate erbringen. Als konkretes Beispiel könnten hier etwa die Wiener Feuilletons des tschechischen Autors Josef Svatopluk Machars dienen, der gezählte dreißig Jahre in Wien gelebt hat. Eine Re-Lektüre dieser Texte unter den von Ruthner skizzierten Prämissen würde etwa einen Heterostereotyp des Wieners als nur an leiblichen Genüssen interessierten, hinterhältigen und geistig beschränkten Zeitgenossen zu Tage fördern, der in seiner (zugegebenermaßen witzig formulierten) Klischeehaftigkeit dem Imago der Tschechen von österreichischer Seite her um nichts nachsteht, daneben aber auch überraschende Funde wie die widerwillige Anerkennung der kommunalpolitischen Leistungen Karl Luegers oder Ansätze zur Bildung eines Franz-Joseph-Mythos noch zu Lebzeiten des Monarchen.

Auch die weiteren Überlegungen Ruthners scheinen mir ähnlich produktiv zu sein; ich möchte hier auf die Funktionalisierung des von Said übernommenen ›Orientalismus‹-Begriffs in Richtung Monarchie ebenso verweisen wie auf die vom Verfasser angesprochene Ausweitung des Befundes über Texte der Hochkultur hinaus in die Bereiche Landeskunde und Populärkultur, wo kollektive Vorstellungen undifferenzierter verbalisiert werden. In Bezug auf den ersten Punkt wäre hier etwa auf den Begriffsumfang des Orientalischen im Werk Hugo von Hofmannsthals zu verweisen, wo das Orientalische eben nicht nur geografisch, sondern auch funktional als das Andere und Unheimliche firmiert und in dieser Hinsicht auch an den Stadtraum Wien gekoppelt wird; was die Populärkultur betrifft, so wäre z.B. die Operette zu erwähnen, auf die Moritz Csáky in seinem Essay *Ideologie der Operette und Wiener Moderne* (1996, 2. Aufl. 1998) bereits hingewiesen hat. Dass Ruthners Überlegungen in puncto Klischeebild und Gegenprobe von Seiten der heterotypisierten Kultur auch hier produktiv einsetzbar wären, belegt etwa die Art und Weise, wie in der *Fledermaus* geistig unbedarftes, fröhliches Musikantentum mit dem Tschechischen in Verbindung gebracht wird und wie andererseits in der 1969 uraufgeführten »Operette« *Hospoda na mýtince* [*Das Wirtshaus auf der Lichtung*] des Theaters von Jára Cimrman in umgekehrter Richtung gerade Nummern aus der *Fledermaus* als satirische Folie herhalten müssen.

Noch nicht gänzlich geklärt scheinen dagegen in der Argumentation Ruthners (*pars pro toto* für den gesamten Band) die Begriffe von ›Selbst-‹ und ›Fremdherrschaft‹ in ihrer Perspektivierung auf die Donaumonarchie. Gerade in diesem Zusammenhang droht eine mechanische, binaristische Reduktion auf Wien und Budapest als Herrschaftszentren und die übrigen Gebiete des Staates als Herrschaftsobjekte, die aber übersieht, dass die jeweils eigene Ethnie in den Landtagen und im Reichsrat in Wien ja auch politisch vertreten war und Fremdherrschaft bzw. Selbstherrschaft (der eigenen politischen Elite) so partiell ineinander übergingen; daneben traten im Zeichen des britischen Systems des »*indirect rule*« (wenn man hier den Konnex zur Politik einer klassischen Kolonialmacht ziehen will) etwa in Bezug auf die Ukrainer in Galizien die politische und wirtschaftliche Dominanz einer anderen, im Zentrum aber nicht dominant präsenten Ethnie (in diesem Fall der Polen) sowie zusätzlich vom Zentrum an die Peripherie entsandtes Verwaltunspersonal.

Alexander Honold zeigt in seinem Beitrag, wie in der Monarchie mit Hilfe von Expeditionsreisen und der Aufnahme des Exotischen in die Alltagskultur ein Kolonialismus ohne Kolonien generiert wurde, der gerade auf Grund seiner Positionierung auf der symbolischen Ebene stärker auszumachen gewesen sei als z.B. im deutschen Wilhelmismus. Anhand dreier (freilich recht heterogener) Texte, unter denen wiederum Altenbergs *Ashantee* aufscheint, veranschaulicht Honold, wie der kolonialistische Blick zu Literatur verschriftlicht und so ein »Weltösterreich« jenseits territorialer Besitztümer ins Leben gerufen wird. Die Einschätzung von Manfred Mosers Block II abschließender Kollage von Zitaten aus Erich Feigls Buch *Musil von Arabien* (1988) wird wohl dadurch bestimmt werden, ob man einleitende Formulierungen wie die folgende als postmoderne Ironie oder aber eher als pseudo-intellektuelles Imponiergehabe bewerten will: »Rundum liegt die Kette der Zitate: Zitate von Zitaten von Zitaten. ›Kakanien‹ ist das Zitat der Zitate, ein Supra- oder Intrazitat [...]« (122).

Während es der zweite Abschnitt des Bandes etwas an thematischer Kohärenz vermissen lässt, fügen sich die fünf zu Block III zusammengestellten Beiträge zu einem abgerundeten Ganzen, das im Zeichen der imagologischen Wahrnehmung des Fremden steht. Magdolna

Orosz zeigt anhand von Textbeispielen der österreichischen und ungarischen Literatur (Leopold v. Andrian, Richard Beer-Hofmann und Mihály Babits) Dissoziationsprozesse von Identität und Persönlichkeit, die in den Texten selbst durch Verfahren wie die erlebte Rede oder den inneren Monolog dargestellt werden. Gabriella Hima stellt am Beispiel der beiden ungarischen Schriftsteller Dezső Kosztolányi und Gyula Krúdy das Österreich-Bild in der ungarischen Literatur der Jahrhundertwende vor, das im Falle von Krúdy wesentlich von der Darstellung des Kaisers bestimmt wird; in Verbindung mit der knapp zwei Seiten umfassenden Aufstellung der verschiedenen Funktionen des Monarchen in Krúdys Texten (168ff.) vermisst man einen Hinweis auf Gábor Kerekes' Aufsatz zu Krúdy und Franz Joseph (enthalten im 1998 erschienenen, von L.R.G. Decloedt edierten Sammelband *An meine Völker. Die Literarisierung Franz Joseph I.*).

Ursula Reber unterzieht danach Heimito von Doderers Romane *Die Strudlhofstiege* und *Die Dämonen* einer imagologischen Lektüre im Hinblick auf die Darstellung von Deutschen, Ungarn und Kroaten. Sie kommt dabei zum Ergebnis, dass Doderer in seinen Texten eine verdeckte Hierarchie der Nationalitäten konstruiert, innerhalb derer die Ungarn als gleichgestellter »exotischer« Gegenpol zu den Österreichern figurieren, während den Kroaten als unselbstständigem und unzivilisiertem Bauernvolk eine niedrigere Stufe zugewiesen wird. Interessant wäre vor dem Hintergrund dieses Befundes eine Ausweitung der Untersuchung etwa auf Doderers *Wasserfälle von Slunj*. Nach Malcolm Spencers recht kursorischem Blick auf die Darstellung der Donaumonarchie in britischen Geschichtswerken und auf zwei Entwürfe aus Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* (dem geheimen Verbindungspunkt, an dem die überwiegenden Beiträge des Bandes zusammenlaufen) realisiert Amália Kerekes indirekt Clemens Ruthners Anregung, bei der Untersuchung von Fremdbildern über den engen Bereich der Literatur hinauszugehen, indem sie anhand publizistischer Texte von Daniel Spitzer, Ludwig Hevesi und Kálmán Mikszáth die wechselseitige Konstituierung von Fremdbildern zwischen österreichischer und ungarischer Seite präsentiert.

Teil IV des Bandes lässt sich unter das Zeichen der slavischen Komponente der Monarchie stellen und wird mit Irena Samides Darstellung des habsburgischen Mythos aus slovenischer Sicht eröffnet. Leider bleibt der Beitrag insofern recht unbefriedigend, als die referierten österreichischen Texte, wie die Romane von Joseph Roth, Ingeborg Bachmanns *Drei Wege zum See* und allen voran Peter Handkes *Die Wiederholung* bzw. dessen *Abschied des Träumers vom Neunten Land*, gerade in ihrer Mythologisierung des Slovenischen schon mehrmals Gegenstand der Forschung waren und die Gegenüberstellung dieser Autoren zu Ivan Cankar nicht recht schlüssig erscheint – während Roth, Bachmann und Handke höchstens retrospektiv an der Generierung eines habsburgischen Mythos beteiligt waren, stand Ivan Cankar als österreichischer Untertan, der von 1898 bis 1909 in Wien lebte und arbeitete, ja in einem synchronen Kontext zur Monarchie. Daneben sind in dem Aufsatz mehrere kleine Unstimmigkeiten zu finden, beginnend mit den »Jugoslowanen« (206) und dem angeblichen Fehlen von Cankars Dramen in deutscher Übersetzung (208). Hier wäre die Buchausgabe von Cankars Komödie *Spuk im Florianital* aus dem Jahre 1953 ebenso zu erwähnen wie der im Rahmen der von Erwin Köstler betreuten Werkausgabe in deutscher Sprache 2001 erschienene Band *Knechte*. Die unter Anm. 1 gebotene, umfangreiche und informative Bibliografie kann durch Alenka Balons Diplomarbeit *Slowenien und Slowenisches im Werk Peter Handkes* (Wien 1999) bzw. Anita Czeglédis Aufsatz *Beheimatung durch Spracherwerb: Peter Handkes Wanderjahre in der slowenischen Sprache* (in: *Acta Germanistica Savariensia VII*, Szombathely 2002) ergänzt werden. Den Beitrag von Ingeborg Dusar, auf den unter Anm. 19 verwiesen wird, sucht man im vorliegenden Sammelband vergebens.

Milka Car informiert im Anschluss daran über die Versuche des kroatischen Theaters, sich im Laufe des 19. und zu Beginn des 20. Jhs. vom übermächtigen Einfluss österreichischer Vorbilder (allen voran des Wiener Burgtheaters) zu emanzipieren; gab es bis in das Jahr 1860 überhaupt nur Aufführungen in deutscher Sprache, so führte die Eröffnung des neuen Nationaltheaters in Zagreb 1895 zu einer Öffnung und Differenzierung des Repertoires, das nun auch vermehrt Stücke zeitgenössischer kroatischer Autoren neben solchen der Wiener Moderne auf die Bühne stellte (bezeichnenderweise waren auch die neuen kroatischen Autoren wie Ivo Vojnović und Milan Begović über ihr Studium und persönliche Kontakte etwa zu Hermann Bahr erst recht wieder eng mit Wien verbunden). Auch zu dieser ohne postkolonialistische Theoriebildung auskommenden, aufschlussreichen Studie drei Ergänzungen bibliografischer Natur: Zu den Verbindungen Wien-Zagreb um 1900 cf. Boris Senkers Aufsatz *Austausch von Dramentexten zwischen Wien und Zagreb um die Jahrhundertwende* (in: Most / *Die Brücke* 9-10/1995);

zahlreiche Daten zu Aufführungen von Stücken Hofmannsthals in Zagreb bietet der Aufsatz *Hugo von Hofmannsthal in der Literatur der Serben und Kroaten* von Strahinja K. Kostić (In: *Hofmannsthal und das Theater*, Hg. W. Mauser, Wien 1979); zu den kulturellen Beziehungen Begovićs zu Wien liegt die gleichnamige Wiener Dissertation von Marijan Brajinović aus dem Jahre 1977 vor.

Nach dem gekürzten Wiederabdruck eines bereits an anderer Stelle erschienenen Aufsatzes Gesa von Essens zu Karl Emil Franzos' kulturhistorischen Studien unternimmt Telse Hartmann den postkolonialistisch inspirierten Versuch, Joseph Roths Roman *Das falsche Gewicht* als galizischen Paralleltext zu Joseph Conrads *Heart of Darkness* (dem »Kronzeugen« etwa in der Argumentation Bhabhas) zu lesen, und gelangt dabei zu gleichermaßen überraschenden wie überzeugenden Einsichten. Neben der Herrschaftsausübung durch Maßeinheiten (cf. den Eichmeister in Roths Text) macht Hartmann das »going native«, also das Absorbiertwerden durch das kolonialisierte Umfeld, und den Angriff der Natur auf die Zivilisation als verbindende, wenn auch unterschiedlich funktionalisierte Elemente zwischen den beiden Texten aus. Bedauerlicherweise spart Hartmann den analogen biografischen Hintergrund der zwei Autoren aus, die beide auf dem Staatsgebiet der heutigen Ukraine geboren und im Osten Europas aufgewachsen sind. Auch über eine mögliche direkte Rezeption Conrads durch Roth, die Hartmanns Formulierung von den bei Roth »subversiv durchgespielten Topoi des kolonialen Diskurses« (253) ebenso nahelegt wie der Umstand, dass Roth in seinem Werk unmittelbar auf Conrad verwiesen hat, erfährt man in diesem Aufsatz, in dem postkolonialistische Theoriebildung schlüssig am literarischen Text exemplifiziert wird, leider nichts.

Der überwiegend negativen Darstellung der Monarchie in den Texten ukrainischer Autoren der Jahrhundertwende ist der Beitrag von Larissa Cybenko gewidmet, die wirtschaftliche Ausbeutung, politische Unterdrückung von Seiten der polnischen Elite, Gefängnis und Zwangsrekrutierung zur Armee als immer wiederkehrende Topoi jener ukrainischer Autoren präsentiert, die entweder österreichische Untertanen in Galizien und der Bukowina waren oder aber wie der Ostukrainer Hnat Chotkevyč längere Zeit auf den Gebiet der Monarchie verbrachten. Cybenko unterstreicht dabei den plurilingualen Charakter der Region, indem sie von Ivan Franko und Ol'ha Kobyljans'ka ukrainische wie auch deutschsprachige Textproben präsentiert; sie stützt sich dabei zwar über weite Strecken auf die (als »Simonek 1998« leider nur unvollständig zitierte) von Alois Woldan und mir bei Wieser herausgebrachte Anthologie *Galizien*, berücksichtigt daneben aber noch eine Reihe weiterer weniger bekannter ukrainischer Autoren wie z.B. Denys Lukijanovyč oder Les' Hrynjuk. Auf diese Weise gelingt es ihr, das bisher bekannte Bild um wichtige Facetten zu erweitern.

Von höchstem Interesse in diesem Kontext ist Leopold von Andrians Umkehrung des kolonialistischen Blickes auf Polen und Ukrainer, den Ursula Prutsch im Anschluss daran mit Hilfe von unveröffentlichtem Archivmaterial aus dem Nachlass des Schriftstellers heraus rekonstruiert. Prutsch zeichnet Andrians Karriere im diplomatischen Dienst nach (er wurde 1911 österreichischer Generalkonsul in Warschau) und rückt den Autor, der für gewöhnlich wohl vorrangig als Verfasser des *Gartens der Erkenntnis* bekannt ist, in ein gänzlich neues Licht. Sie belegt u.a. auch anhand des Romans *Gabriels Lauf zum Ideal*, dass Andrian in seiner Konzeption der ethnischen Relationen in der Monarchie von einem starren und hierarchischen, von seinem monarchistischen Ordo-Denken geprägten Modell ausging, das eine Vorherrschaft der Deutsch-Österreicher über die kulturell zu missionierenden Ukrainer vorsah. Prutsch umreißt aber auf der anderen Seite auch Andrians authentische Bemühungen um ein vertieftes Verständnis der polnisch-ukrainischen Problematik, die in Informationsreisen nach Galizien, Kontakten mit Vertretern der ukrainischen Intelligenz und nicht zuletzt in der Kenntnis der polnischen Sprache ihren Ausdruck fanden. Andrians unveröffentlichter Bericht *Die ukrainische Kultur im gegenwärtigen Moment* vom Mai 1914 wäre sicher auch für die Slavistik interessant und könnte – als Gegenüberstellung von Fremd- und Selbstaussage – etwa mit den Übersichtsdarstellungen zur ukrainischen Literatur verglichen werden, die Ivan Franko um 1900 in deutscher Sprache veröffentlicht hat.

Am Schluss dieses Abschnitts steht Niklas Perzis (leider von mehreren Verschreibungen, Auslassungen und Übersetzungsfehlern durchzogene) Untersuchung der wechselseitigen Symbolisierungs- und Idealisierungsprozesse zwischen Tschechen und Slovaken im Rahmen der Monarchie. Perzi entwirft einen Konnex zwischen der verspäteten Modernisierung der slovakischen Gesellschaft (die als Teil der transleithanischen Reichshälfte einer forcierten Magyarisierung ausgesetzt war) und dem dadurch ermöglichten Fantasma des Ursprünglichen und

Authentischen, das von tschechischer Seite her auf die Slovakei projiziert wurde, und illustriert, wie das Bild vom großen und kleinen Bruder bereits in tschechisch-slovakischen Diskussionen der Jahrhundertwende internalisiert wurde. Die präsentierten Textproben lassen auch das (wenn auch nur subkutan artikulierte, aber dennoch stets präsente) Überlegenheitsgefühl von tschechischer Seite her zu Tage treten, die die programmatisch verkündete Verschmelzung der beiden Ethnien wohl eher als Aufgehen der slovakischen in der tschechischen Kultur verstand. Auch Perzis Beitrag belegt nachdrücklich, dass es verkürzt wäre, den kolonialistischen Blick im Rahmen der Monarchie einzig an Wien und Budapest bzw. an Deutsch und Ungarisch zu binden, sondern dass abseits dieser Relationen eine Reihe weiterer Binnenkolonialismen existierte, die wie in diesem Falle (oder auch in Galizien) auch eine innerslavische Angelegenheit waren. Ergänzend wäre zu diesem Beitrag hinzuzufügen, dass das von der tschechischen nationalen Bewegung gezeichnete Bild der kulturellen und politischen Finsternis (der Verfasser erwähnt es auf p. 297) u.a. auch stark auf Alois Jiráseks zu seiner Zeit äußerst populären historischen Roman *Temno* [*Das Dunkel*] aus dem Jahre 1915 rekurrierte, also Produkt einer textuellen Praxis war.

Zu John Neubauers den letzten Abschnitt des Bandes eröffnendem Beitrag über Geschichte und Aktualität des ›Mitteleuropa‹-Begriffes nur so viel: Neubauer möchte in seiner politischen Korrektheit diesen semantisch belasteten Terminus historisch empfindlichen osteuropäischen Lesern nicht zumuten (320), benutzt als Ausgleich dafür aber (ohne jegliche Erläuterung) den Ausdruck »Tschechei« (314), ist der Ansicht, dass ›Mitteleuropa‹ und ›Osteuropa‹ einander weitgehend deckende Begriffe darstellen (Moskau lässt grüßen!), und bringt das Kunststück zuwege, auf den Seiten 313 bzw. 316 die Namen Czesław Miłosz, Miklós Mészöly, Václav Hanka, Adam Mickiewicz, Christo Botev und Vuk Karadžić sämtlich falsch zu schreiben. Der historisch empfindliche osteuropäische Leser wird angesichts all dessen vielleicht ein leichtes Grausen nicht unterdrücken können, erfährt dafür aber, dass sich der Verfasser selbst als Weltbürger definiert und eine deutsche Frau sowie Kinder in New York und Berlin hat. Dass daneben eine Formulierung wie jene in Bezug auf die von Frauen verfasste Literatur, »die in der patriarchalisch konzipierten nationalen Einheit höchstens eine marginale Position haben konnte« (319), nur sehr bedingt der (pardon) mitteleuropäischen Realität mit Schriftstellerinnen wie etwa Marie von Ebner-Eschenbach, Ol'ha Kobyljans'ka oder Božena Němcová – einer zentralen Figur des tschechischen Selbstbildes – gerecht wird, sei hier nur am Rande erwähnt.

Andreas Pribersky widmet sich danach politischen Mythen der k.u.k. Monarchie, wie z.B. dem harmonischen interethnischen Miteinander innerhalb eines gemeinsamen Kulturraumes – einer Konzeption also, die etwa in Ungarn (der Verfasser erwähnt hier György Konrád) oder auch in Tschechien mit dem Zerfall des »Ostblocks« im Zeichen der Erinnerung an die Monarchie lanciert wurde. Denkt man die von Pribersky angerissenen Fragen weiter, so erweist sich gerade die Mitte (oder das Zentrum) Europas als Territorium einander konkurrierender holistischer Einheitsnarrative, die ihre je eigene Karte zeichnen. Dem Rückverweis auf den ideengeschichtlichen Raum der Monarchie steht so der Mythos des »sowjetischen Brudervolkes« (mitsamt dessen nach den politischen Veränderungen so rasch wie möglich entsorgtem Ensemble an Denkmälern) gegenüber – Kaiserin Elisabeth scheint unter diesen Vorzeichen zumindest gegenwärtig im Vergleich zu Marx und Lenin die besseren Karten zu haben. Als ausgesprochen vergnüglich zu lesende Weiterführung dieses Beitrags in den Bereich der Alltagskultur lässt sich Béla Ráskys Vergleich der wechselseitigen Fremdbilder zwischen Österreich und Ungarn verstehen. Rásky verweist etwa darauf, dass es im österreichischen Sprachgebrauch anders als für die Deutschen, Tschechen oder Italiener keinen abwertenden Begriff für die Ungarn gibt (ganz ähnlich wie im Ungarischen für die Österreicher), und erklärt dies damit, dass auf Grund der wirtschaftlichen und politischen Bedeutung Budapests im Rahmen der Monarchie stets nur eine schmale Schicht der ungarischen Elite in Wien präsent war, die von der einheimischen Bevölkerung anders als etwa die Tschechen oder die Juden nicht als Konkurrenz um Arbeitsplätze oder Wohnraum wahrgenommen wurde. Diese spezifische Konstellation habe sich bis herauf in die Gegenwart erhalten und erst in jüngster Zeit durch die EU-Ambitionen Ungarns, die Staat und Hauptstadt nun doch als Konkurrenz zu Österreich bzw. Wien erscheinen lässt, unmerklich geändert. Zieht man Ráskys Deutungsmuster, die Wachstumsperspektiven für Ungarn und die wirtschaftliche Dynamik des Großraums Budapest zusammen, dann ist es wohl nur mehr eine Frage der Zeit, bis auch die Ungarn vom Wiener Volksmund in entsprechend pejorativer Weise mit einem eigenen Schimpfwort in die Reihen der »Piefkes«, »Katzelmacher« und »Tschuschen« eingegliedert werden. István Eörsis Überlegungen zur geopolitischen

Konstruktion der Begriffe ›Ost‹ und ›West‹ und zu den Risiken und Chancen, die sich Ungarn durch einen Beitritt zu einer durchkapitalisierten und globalisierten EU eröffnen, sowie ein Personenregister schließen den Band ab.

Formal ist das Buch sauber gearbeitet und weist nur relativ wenige Druckfehler auf; in die Augen sticht (für ein slavistisches Publikum auch im eigentlichen, schmerzenden Sinn des Wortes) die Vielzahl an falsch geschriebenen slavischen Namen. Neben dem Beitrag von Neubauer sei hier etwa Jurij Andruchovyč (auf p. 258 als »Andruchowytč«) oder Lev Tolstoj (im Register auf p. 361 als »Tolstoi, A.«) erwähnt. Besonders schlimm hat es Stanisław Przybyszewski erwischt, dessen – zugegebenermaßen komplizierte – Namensform seit der Jahrhundertwende immer wieder Anlass zu Verschreibungen gegeben hat, die wohl auch einmal einer eigenen Untersuchung im Zeichen des (orthografisch) Fremden wert wären. Hier taucht er auf p. 38 in der Formulierung »im Krakau Przybyszewkis« und im Register auf p. 360 dann (nicht unoriginell) als »Przybyszewkis, K.« auf; es wäre sicher billig, diese Monita gegen die ansonsten sorgfältige editorische Arbeit der Herausgeber aufzurechnen, mag aber als Hinweis darauf verstanden werden, dass die Endredaktion von Sammelbänden mit analoger Thematik wohl am zuverlässigsten via Kooperation germanistischer, finnougristischer und slavistischer Fachkräfte zu erledigen wäre.

Die erwähnten Schwachpunkte fallen hingegen kaum ins Gewicht, wenn man den Band in seiner Gesamtheit betrachtet. Sowohl in Bezug auf die gewählte Methodik als auch auf die mit ihrer Hilfe untersuchten Gebiete eröffnet er eine Reihe (teilweise gerade in ihrer polemischen Zuspitzung) höchst produktiver Fragen, die zu weiterführender Beschäftigung Anlass geben und damit den Zug des Perfektiven und Abgeschlossenen, der im Titel des Buches (*Kakanien revisited*) anklingt, in Richtung des Offenen und noch zu Leistenden suspendieren. Bezüglich des methodischen Instrumentariums fällt auf, dass die traditionelle, v.a. mit dem Namen Hugo Dyserinck verbundene Imagologie ungeachtet der zahlreichen Arbeiten zu Fremd- und Selbstbildern hier kaum mehr Anwendung findet und offensichtlich durch aktuellere Modelle wie der Diskurstheorie Michel Foucaults oder Stephen Greenblatts New Historicism abgelöst wurde; in Bezug auf postkoloniale Ansätze scheint Edward Saids Konzept des ›Orientalismus‹ Homi K. Bhabha gegenüber im Vordergrund zu stehen. Bemerkenswert sind weiters die rhetorischen Strategien, über die streckenweise der Ansatz eines inneren Kolonialismus in der österreichisch-ungarischen Monarchie diskursiv in ein nicht weiter zu begründendes Axiom verwandelt wird, gipfelnd in der Formulierung von Alexander Honold, wonach Kakanien fraglos auch als kolonialisierende Macht auftrat (105) – jedes weitere Nach- bzw. Hinterfragen wird damit in den Bereich des Unerlaubten bzw. Unmöglichen gerückt. Solange aber keine Arbeiten sozialgeschichtlich-empirischer Natur vorliegen, die den angeblichen k.u.k.-Kolonialismus im Vergleich mit den klassischen Kolonialmächten und auch anhand konkreter statistischer Parameter belegen (und offensichtlich existieren diese Arbeiten nicht, da im Band jeglicher Verweis auf sie fehlt), wäre m.E. im Umgang mit dem Terminus ›Kolonialismus‹ etwas mehr Vorsicht angebracht – nicht alle Praktiken von Herrschaft, Administration und Unterdrückung sind *per definitionem* schon als kolonialistisch zu bezeichnen. Weiters wäre anzumerken, dass eine überwiegende, wenn nicht ausschließliche Verwendung des Begriffs auf der symbolischen Ebene wechselnder Zuschreibungen diesen seiner umfassenderen politischen Dimension beraubt.

Besonders fruchtbar für weitergehende Forschungsarbeiten sind in dem Band vielleicht jene Beiträge, in denen das Moment des Uneinheitlichen, Ambivalenten und Hybriden entweder als Kategorie der Analyse (Csáky, Ruthner) ins Spiel gebracht oder in seiner konkreten kulturell-symbolischen Präsenz im Rahmen der Monarchie (Hartmann, Prutsch, Perzi) aufgewiesen wird. Das Ineinandergreifen von überwiegend theoretisch oder programmatisch gehaltenen Beiträgen und konkreten Fallstudien, die (mit wenigen Ausnahmen) auf ausgesprochen hohem Niveau angesiedelt sind, macht den Band eigentlich zur Pflichtlektüre für all jene, die aus historischer, kulturgeschichtlicher oder literaturwissenschaftlicher Perspektive heraus an den interethnischen Symbolisierungsprozessen im Rahmen der Monarchie interessiert sind und erfahren wollen, wie diese mit Hilfe gegenwärtig aktueller Theorieangebote untersucht werden können. Bleibt zu hoffen, das es sich hier (im Sinne des Titels *Kakanien revisited*) nicht nur um einen einmaligen Höflichkeitsbesuch gehandelt hat.